

Maurice Godelier

## Wird der Westen das universelle Modell der Menschheit?

### Die vorindustriellen Gesellschaften zwischen Veränderung und Auflösung\*

Das Thema dieses Vortrages ist im Juni letzten Jahres gewählt worden, und man dachte dabei an mich, weil ich mich als Anthropologe auf die Erforschung der ozeanischen Gesellschaften spezialisiert habe, die im wörtlichen Sinn Antipoden des Westens sind. Tatsächlich habe ich seit 1967 Gelegenheit gehabt, jene Transformationen zu beobachten, welche dort von außen in die Lebens- und Denkformen eines Stammes in Neuguinea hineingetragen worden sind — eines jener sogenannten „primitiven“ Stämme, der Baruya, die 1951 entdeckt und 1960 von der australischen Kolonialverwaltung unterworfen worden sind. 1975 wurde das Land unabhängig, somit wurden die Baruya in Bürger eines neuen Staates verwandelt, eines UNO-Mitgliedes und zugleich eines weiteren Zeugen der Fortschritte des Westens in diesem Teil der Welt.

Aber hat nicht seit dem 9. November letzten Jahres und dem Fall der Berliner Mauer auch in Europa selbst der Prozeß der Verwestlichung von neuem begonnen? Der Westen, der seit einigen Jahrzehnten in zwei Europa geteilt war, vereinigt sich wieder. Schon morgen wird er noch gewichtiger auf das Schicksal der Welt einwirken, indem er diese Welt nach seinem Vorbild und gemäß seinen Interessen formt. Vergessen wir jedoch nicht, daß die Verwestlichung nicht mehr alleine ein Werk der Völker des Westens ist. Sie wird heute auch vom Fernen Osten erzeugt, von Japan und den vier oder fünf „kleinen Drachen“\*\*. Aber in diesem Fall bedeutet Verwestlichung nicht mehr die bloße Ex-

\* Schriftliche Fassung eines Vortrags vom 13. Juni 1990 in Wien.

Übersetzung von André Gingrich, überarbeitet von Birgitta Nedelmann und Katharina Biegger Schwarz.

\*\*Ausdruck, der im Französischen und Englischen zur Charakterisierung jener ostasiatischen Länder verwendet wird, die sich im kapitalistischen Boom befinden: Taiwan, Hongkong, Südkorea, Singapur und Malaysia.

pansion des Westens, denn hier ist sie das Werk von Gesellschaften, die ihre politische Souveränität und ihre kulturelle Identität bewahrt haben, wobei der Buddhismus sicherlich ein entscheidendes Element darstellt. Die Verwestlichung weitet sich daher aus, aber ohne daß sich alle Bestandteile des Westens dabei mitausdehnen, zumindest nicht mit denselben Erfolgen wie gestern.

Was also ist der Westen heute eigentlich? Welches sind seine fundamentalen Bestandteile — Bestandteile, die mit dem Westen assoziiert sind, aber davon abgelöst neu kombiniert werden können, mit anderen sozialen und kulturellen Realitäten in anderen Teilen der Welt? In meinen Augen ist der Westen eine Mischung von Realem und Imaginärem, von Fakten und Normen, von Handlungsweisen und Denkformen. Zusammengenommen stellen sie eine Art von Energie-Pool dar, der anzieht oder abstößt und sich im wesentlichen um drei Achsen bewegt, um drei institutionelle Blöcke, die ihre eigene Logik haben, ihre Vorstellungen und ihre eigenen Werte: Dies sind der Kapitalismus, die parlamentarische Demokratie und das Christentum. Der Kapitalismus ist die höchstentwickelte Form der Marktwirtschaft, die es in der Geschichte je gegeben hat; die parlamentarische Demokratie ist ein Regierungssystem, welches — ob es nun die Form der Republik oder der konstitutionellen Monarchie hat — die Macht solchen Repräsentanten anvertraut, die aus allgemeinen Wahlen hervorgehen — ein Regierungssystem, das im Prinzip die gleichen Rechte und Pflichten der Bürger vor dem Gesetz anerkennt. Und schließlich das Christentum, eine Religion, welche die Sünde und Erlösung des Individuums besonders betont und welche gleichzeitig predigt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“.

Kurzum, die Stärke des Westens von heute bezieht ihre Kräfte aus der Kombination von drei Realitäten, die zu verschiedenen Zeiten seiner Geschichte entstanden sind und sich erst spät begegneten und miteinander verbanden: Das Christentum übt seinen Einfluß seit 2000 Jahren aus und geht damit der Entstehung des Kapitalismus viele Jahrhunderte voran. Dieser wiederum durchläuft seine ersten Entwicklungen seit der Zeit vor dem 16. Jahrhundert im Inneren von grundherrschaftlichen, monarchischen Gesellschaften. In seinen Ursprüngen hatte er also nichts mit der Demokratie gemeinsam, und Max Weber bezweifelte noch 1906 die Notwendigkeit einer Verbindung zwischen Kapitalismus und Demokratie. Das Beispiel von Taiwan und Südafrika bezeugt dies auch heute. Im übrigen ist Südafrika aber christlich und Taiwan nicht.

Diese negativen Beispiele erinnern uns daran, daß es eine dunkle Seite des Westens gibt: den Westen, der erobert, der kolonial und despotisch ist, der seine Reichtümer und Ressourcen aus dem Rest der

Welt saugt und der, wenn ihm dies nützt, die Augen verschließt vor den fehlenden Freiheiten und Rechten unter Regimes, die ihm dienen oder die mit ihm verbündet sind; den Westen, der nicht nur den Individualismus, sondern auch den Egoismus ermutigt. Diese Anklagen kommen nicht nur aus der Dritten Welt; im Westen koexistiert die Gleichheit der Rechte mehr oder minder gut mit der manchmal gewaltigen Ungleichheit der Lebensbedingungen, und manche sind auch weiterhin der Meinung, daß die Akkumulation des Kapitals zum Teil auf der legalen Ausbeutung der Arbeit beruht.

Kurzum, der Westen ist keineswegs ein Modell ohne Fehler und ohne Makel, trotzdem zieht er heute weitaus stärker an, als daß er abstößt. Wie jede historische Realität läuft er jedoch Gefahr, eines Tages durch seine eigenen Widersprüche und Zweideutigkeiten geschichtlich überholt zu sein. Aber dieser Tag scheint seit den Ereignissen von Berlin oder Bukarest um etliche Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte aufgeschoben zu sein.

Nachdem ich auf diese Weise den Westen definiert habe, werde ich mich nun mit der Verwestlichung der vorindustriellen Gesellschaften befassen und mich unter diesen aber auf den Fall der Stammesgesellschaften beschränken. Diese stellen noch immer wichtige Bestandteile zahlreicher Nationen in Afrika, Asien, Amerika und Ozeanien dar.

Aber zunächst: Was ist ein Stamm? Ein Stamm ist eine lokale Gesellschaft, die sich aus einem Ensemble von Verwandtschaftsgruppen zusammensetzt. Diese Verwandtschaftsgruppen sind durch dieselben gesellschaftlichen Organisationsprinzipien und dieselben Denkformen vereint, untereinander durch Heiratsbeziehungen verbunden und in der Verteidigung und der Nutzung der Ressourcen eines gemeinsamen Territoriums assoziiert. Mehrere Stämme können dieselbe Sprache und dieselben gesellschaftlichen Organisationsformen miteinander teilen. Was sie aber unterscheidet und in Opposition zueinander bringt, ist die Kontrolle eines Teiles der Natur, eines Territoriums.

Auf diese Weise ist die Stammesidentität eine gemischte Identität, die sich aus einer kulturellen und sozialen Ausstattung zusammensetzt sowie aus der Identifikation mit einem eroberten oder von den Ahnen ererbten Territorium, das man an die Nachfahren weitergeben muß. Die Stammesgesellschaften waren und sind sehr unterschiedlich. Aber im allgemeinen kann man sie nach zwei Kriterien unterteilen: einerseits danach, ob sie auf ihrem Territorium souverän oder bereits in einem vorkolonialen Staat integriert waren, dessen Regierung normalerweise von einem dominierenden Stamm gestellt wurde. Zweites Unterscheidungskriterium ist, ob im Inneren dieser Stämme die Macht mehr oder minder gleichwertig zwischen allen Gruppen aufgeteilt war oder ob sie

in den Händen von wenigen an der Spitze einer Hierarchie vererbt wurde. Die Baruya von Neuguinea gehörten 1951 zu jenen Stammesgesellschaften, die auf ihrem Territorium souverän waren und wo die rituelle und politische Macht in den Händen einer bestimmten Anzahl von Verbänden konzentriert war, die von Eroberer-Gruppen abstammten.

Wenn ich nun die Formen und Etappen des Verwestlichungsprozesses in dieser Stammesgesellschaft analysiere, wird meine Methode nicht die des Vergleichs sein; ich werde vielmehr aus der Schilderung der Abläufe, die in diesem Fall wirksam waren und von denen man leicht erkennen wird, daß sie auch anderswo produziert und reproduziert worden sind, einige allgemeine Schlußfolgerungen ziehen.

Die Baruya sind eine Gesellschaft, die in den Hochtälern (2000 m) einer Bergkette im Inneren von Neuguinea lebt. Sie wurden 1951 von einem australischen Offizier entdeckt, der von den Batiya—berühmten Salzproduzenten — gehört hatte und eine Militärexpedition durchführte, um sie zu finden. 1951 war Neuguinea in drei Kolonialregionen unterteilt: Irian-Jaya war noch von Holland kontrolliert; die deutsche Ex-Kolonie Neuguinea war nach dem Ersten Weltkrieg vom Völkerbund als Mandat an Australien gegeben worden; Papouasia schließlich war als britische Ex-Kolonie Australien 1901 von Großbritannien „geschenkt“ worden.

1951 zählte die Baruya-Bevölkerung ungefähr 1800 Personen, die in einem Dutzend kleiner Dörfer lebten. Die Gesellschaft bestand aus 15 Klans, von denen acht von Eroberern abstammten, die einst die Lokalgruppen unterworfen hatten. Die Ökonomie beruhte im wesentlichen auf einer extremen Form von Landwirtschaft, dem Brandrodungsbau, aber die Baruya praktizierten auch intensivere Techniken der Bewässerungskultur auf Terrassen. Die Schweinezucht basierte vor allem auf der Frauenarbeit, während die Jagd ausschließlich von Männern ausgeübt wurde und hauptsächlich rituelle Bedeutung hatte sowie der Bestärkung männlicher Überlegenheit diente. Die Werkzeuge waren noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus Stein, Knochen oder Holz, aber die Baruya hatten auf ihrem Territorium keine guten Steine zur Erzeugung ihrer Geräte. Sie beschafften sich diese durch den Handel mit einem Salz, das sie aus Pflanzenasche gewannen.

Die Gesellschaftsorganisation beruhte auf dem Spiel der Verwandtschaftsbeziehungen und auf der allgemeinen Unterordnung des einen Geschlechtes unter das andere, nämlich der Frauen unter die Männer. Die Abstammung war patrilinear, und die Frauen waren von Landeigentum, Waffengebrauch und vom Besitz magischer und ritueller Objekte ausgeschlossen, die nach den Glaubensvorstellungen der Baruya das Wachstum der Kinder sicherten. Die Heirat war als direkter Tausch von Frauen zwischen den Männern strukturiert. Alle drei Jahre fanden große

männliche Initiationszeremonien statt. Bei dieser Gelegenheit errichtete der gesamte Stamm, die Dörfer und die Abstammungsverbände gemeinsam, ein großes Zeremonienhaus, die *Tsimia*, welches die Baruya als gigantischen „Körper“ bezeichneten, von dem jeder Pfosten einen der zu initiiierenden Stammesjungen darstellte.

Zusammenfassend haben wir damit das Beispiel einer kleinen, politisch souveränen Lokalgemeinschaft gegeben, die von einer teilweise autarken Wirtschaft lebt, da sie selbst ihren Lebensunterhalt sicherstellt, die aber auch vom Salzhandel abhängt, um Geräte, Waffen, Ritualobjekte zu beschaffen, d. h. ihre Produktions- und Destruktionsmittel sowie andere Objekte, die für ihre Reproduktion unentbehrlich sind.

Es war eine klassenlose, aber nicht egalitäre Gesellschaft. Die Ungleichheiten waren von verschiedener Art. Eine allgemeine Ungleichheit bestand zwischen Männern und Frauen, eine andere unterschied zwischen den „Großen Männern“ und den „anderen“. Die Großen Männer waren groß entweder aufgrund ihrer Funktion oder aufgrund ihrer persönlichen Verdienste. Es gab die Ritualmeister, die von ihren Ahnen die heiligen Objekte geerbt hatten, welche für das Kinderwachstum oder den Kampf gegen böse Geister notwendig waren, andererseits gab es die Großen Krieger, die viele Feinde getötet hatten, oder die Kasuar-Jäger. Denn der Kasuar war nicht einfach ein Wild, er stellte auch eine wilde Frau dar, die durch die Wälder Neuguineas streunte. In bezug auf das Universum hatten die Baruya kein Konzept von einer Erschaffung der Welt. Nach ihrem Glauben hat es eine Epoche gegeben, in der Himmel und Erde vermengt waren und Tiere und Menschen zusammenlebten und dieselbe Sprache sprachen. Danach, als sich Sonne und Mond von der Erde lösten und über sie erhoben, indem sie den Himmel vor sich her stießen, sei die gegenwärtige Weltordnung entstanden. Sonne und Mond gelten den Baruya als Mächte und ferne Gottheiten, deren Handlungen aber positiv sind. Die Sonne etwa dringt in den Schoß der Frauen ein, um gemeinsam mit dem Samen des Mannes die Kinder zu erzeugen. Was die Baruya mit Besorgnis und Furcht erfüllt, sind die bösen Geister des Waldes und der Höhlen und vor allem die Totengeister.

Halten wir fest, daß es bei den Baruya keine direkte Verbindung zwischen Wirtschaft und Verwandtschaft gibt, zwischen der Produktion von Reichtum und der Reproduktion des Lebens. Eine Frau kann nur gegen eine andere Frau getauscht werden. Im Gegensatz dazu wird in vielen anderen Gesellschaften in Neuguinea oder Afrika die Frau gegen Reichtümer getauscht, die Brautgabe und der Kontakt mit dem Westen hatten dort sehr rasch eine gigantische Inflation von Gütertransaktionen zur Folge gehabt. Dies erinnert uns daran, daß es verschiedenartige Ausgangssituationen gab, auf die der Westen einwirkte.

Die Verwestlichung der Baruya vollzog sich in vier Etappen und unter dem Einfluß unterschiedlicher Kräfte, die teils getrennt und nacheinander, teils gemeinsam gewirkt haben.

Die Begegnung der zwei Welten fand 1951 statt, aber bereits davor hatte der Westen das Leben der Baruya verändert, ohne daß auch nur ein Europäer sich jemals in dieser Region gezeigt hätte. Während der letzten zwanzig Jahre vor ihrem Kontakt hatten sich die Baruya nämlich über ihren Salzhandel Stahläxte beschafft, die in Sheffield oder Solingen erzeugt waren, in einem industriellen Europa also, von dessen Existenz sie nicht einmal wußten. Angesichts der Effizienz dieser neuen Geräte hatten sie ihre traditionellen Steinwerkzeuge in den Busch geworfen. Und dank dieser wirksameren Stahlwerkzeuge hatten sie Zeit gewonnen, die sie damit verbrachten, etwas mehr Krieg zu führen oder nichts zu tun. Aber sie hatten, um sich diese Geräte zu beschaffen, auch mehr Salz produzieren müssen. Die Frauen, die ja traditionell vom Baumfällen ausgeschlossen waren, hatten ihre Holzgeräte hingegen weiterhin genutzt. In dem Maß, in dem die Baruya größere Gärten anzulegen und mehr Schweine aufzuziehen begannen, übersetzte sich für sie die Ankunft der Geräte der Weißen in eine Vermehrung von Arbeit.

Ohne es zu wissen, hatten sich die Baruya auf diese Weise, indem sie ihre alten Steingeräte aufgaben, bereits in die materielle und ökonomische Abhängigkeit vom Westen begeben. Aber noch andere überraschende Ereignisse fanden gegen Ende jener Epoche statt. Eines Tages sahen die Baruya über ihrem Himmel große Vögel, die einander verfolgten und Feuer spuckten. Die Baruya waren zu Tode erschrocken. Dies war eine Episode des Zweiten Weltkriegs, ein Luftkampf zwischen Australiern und Japanern, der sich möglicherweise 1943 ereignete. Etwas später wurde ein Mann namens Dawatnié, der beim Stamm der Watchakes nördlich von den Baruya Handel treiben wollte, von seinen Gastgebern zu einer Bergspitze geführt. Von dort aus zeigte man ihm im Tal einen jener großen Vögel, in dessen Bauch Wesen von menschlicher Gestalt eindringen. Als er zu den Baruya zurückkehrte, erzählte er, was er gesehen hatte. Auf diese Art dachten die Baruya, lange bevor sie Europäer gesehen hatten, daß es übernatürliche Wesen von menschlicher Gestalt und heller Hautfarbe gebe, die in großen Feuervögeln wohnten.

1951 ereignete sich schließlich die Ankunft des ersten Weißen, Jim Sinclair, an der Spitze eines Trupps von Soldaten und Trägern. Zu dieser Zeit befanden sich die Baruya im Kriegszustand mit ihren Nachbarn, deren befestigte Dörfer auf den Bergen auf der anderen Seite desselben Tales lagen. Der Weiße errichtete ein Lager, in dessen Mitte er an einem Pfosten die australische Fahne aufziehen ließ. Er veranlaßte die Truppe

anzutreten und die Waffen vor der Fahne zu präsentieren. Die Baruya waren beeindruckt vom Glanz der Bajonette. Am nächsten Morgen fiel Bwarimac, ein Krieger, in Trance, als die Fahne wieder hochgezogen wurde. Er glaubte, von der Macht der Weißen besessen zu sein, die sich im Aufblitzen der Bajonette gezeigt hätte. Zu diesem Zeitpunkt dachten die Baruya daran, den Weißen zu töten und seine Truppe zu massakrieren. Jim Sinclair jedoch, der von diesen Absichten nichts ahnte, verlangte, daß man ihm ein Dutzend dicker Schilder bringen sollte, und lud geübte Krieger dazu ein, sie als Zielscheibe für ihre Pfeile zu benutzen. Danach ließ er einen Zug seiner Soldaten antreten und befahl zu feuern: Die Schilder flogen in Stücke. Diese Demonstration der Macht beeindruckte die Baruya so sehr, daß sie ihren Plan eines Massakers aufgaben. Auf diese Weise fügte sich 1951 eine weitere Dimension zur materiellen Unterordnung der Baruya unter die Geräte, die vom Westen erzeugt waren, hinzu, nämlich ihre militärische Unterordnung.

30 Jahre später, nach der Unabhängigkeit, sollte dies nicht mehr so sein, und die Baruya und die benachbarten Stämme begannen von neuem, sich zu bekriegen. Die Regierung schickte einen Offizier mit einigen Soldaten, um die „Rädelsführer“ zu verhaften, und dieser Offizier tat so, als ob er in die Menge schießen lassen wollte. Die Baruya erklärten ihm, sie hätten keine Angst, da sie zu zahlreich wären, als daß er sie alle töten könne; er selbst und seine Soldaten hingegen würden auf jeden Fall rasch ihrer großen Zahl unterliegen.

Aber kehren wir in das Jahr 1951 zurück. Ein gewaltiger Wandel vollzog sich bei den Baruya, als sie zum ersten Mal einen Weißen in Fleisch und Blut sahen. Schnell entdeckten sie, daß es kein übernatürliches Wesen war, sondern ein Mensch wie sie selbst, ein Mann, der ihnen zwar überlegen, aber weder Geist noch Gott war.

Einige Jahre verstrichen ohne einen weiteren Besuch von Weißen, bis plötzlich 1960 eine imposante, von einem Offizier geführte Kolonne von Soldaten und Trägern in das Tal von Wonénara, an der Grenze zwischen den Baruya und ihren Feinden, eindrang. Die Gegend war flach, hier fochten die Stämme üblicherweise ihre Kämpfe gegeneinander aus. Und weil sie flach war, wählten die Weißen sie aus, um dort eine Piste für ihre Flugzeuge zu bauen. Ein Polizeiposten wurde am Ende der Piste errichtet, und ein Teil der Truppe begab sich zu den Stämmen, um sie zu registrieren und zu informieren, daß sie ab nun kein Recht mehr hätten, einander zu bekämpfen. Der mit dem Aufbau der Verwaltung beauftragte Offizier ließ daraufhin die Verantwortlichen der verschiedenen Stämme zu sich kommen, um ihnen die neue Ordnung der Dinge zu erklären. Nachdem er sie im Namen ihrer Majestät, der Königin von England, zu Häuptlingen ihrer Dörfer ernannt hatte, entließ er sie. Unglücklicher-

weise wurde einer dieser Männer auf dem Heimweg von den Youndouyé-Kriegern angegriffen, mit denen sein eigener Stamm zur Ankunftszeit der Weißen gerade im Krieg stand. Er wurde getötet und sein Körper den Hunden zum Fraß vorgeworfen.

Auf diese Nachricht hin organisierte der Offizier eine Strafexpedition; drei Personen, darunter eine Frau, wurden getötet, eine Gefangenenkolonie wurde zum Polizeiposten gebracht. Einer der Gefangenen war ein großer Schamane. Überzeugt davon, fliegend den Weißen entkommen zu können, da der Geist der Schamanen als Vogel gilt, stürzte er sich mit gefesselten Händen von der Spitze einer Klippe. Er schlug auf den Boden auf, starb aber nicht, sondern blieb bis auf den heutigen Tag grauenhaft verstümmelt. Ein anderer Zwischenfall, diesmal unter den Baruya, erlaubte den lokalen Stämmen erneut, die Stärke und Entschlossenheit der Weißen einzuschätzen. Als Folge des Selbstmordes einer Frau war ein Kampf zwischen den Einwohnern ihres Dorfes und jenen ihres Mannes ausgebrochen. Der davon benachrichtigte Offizier ließ das Dorf derjenigen, die er für die Verursacher des Konfliktes hielt, niederbrennen, nämlich das Dorf der Verstorbenen. Zum Unglück für die Baruya verschwanden bei diesem Brand zwei heilige Gegenstände; einerseits waren dies die getrockneten Finger eines großen Kriegers, der einst ihre Ahnen bei der Eroberung des Territoriums geführt hatte. Andererseits verschwanden, was noch schwerwiegender war, jene Feuersteine, mit denen man die heilige Flamme bei den Initiationen entzündete. Sie explodierten bei diesem Brand. Dem Offizier wurde dies nie bewußt.

Somit verloren die lokalen Stämme sehr rasch, bereits in den ersten Monaten ihrer Kolonisation, ein wesentliches Attribut ihrer Existenz: das Recht, über ihr eigenes Dasein zu verfügen, und ebenso das Recht, ihre eigenen Gesetze in ihrem eigenen Territorium anzuwenden, kurzum: Sie verloren gleichzeitig, was wir politische Souveränität und kulturelle Autonomie nennen.

Daraufhin begann die systematische Zählung der Bevölkerung, denn ein Staat kann seine Macht nur über registrierte Individuen ausüben. Sobald der Frieden durchgesetzt war, erzwang man die Verlegung der Dörfer hinunter in die Talsohle, um Registrierung und Kontrolle der Bewohner zu erleichtern. Zwangsweise Registrierung, Unterwerfung unter das Gesetz und das Verbot, selbst Recht auszuüben — auf diese Weise traten die Baruya in Kontakt mit einer Institution, die eine große Rolle in der Evolution der Menschheit gespielt hat, mit einem Merkmal der Zivilisation: dem Staat. Selbstverständlich war der Staat, der sie entdeckt hatte, kolonial und autoritär, aber das wurde von den Europäern als notwendige Etappe auf dem Weg zu einem demokratischen und parlamentarischen Staat angesehen, der ihn nach der Unabhängigkeit ablösen sollte.



1966 hielt ein anderer Bestandteil des Westens Einzug in dieses Gebiet, das Christentum. Lutheranische Missionare kamen, um sich nahe der Polizeistation niederzulassen. Sie errichteten gleichzeitig eine Missionsstation und eine Schule. Sie brachten Prediger mit, die aus der Küstenregion stammten, welche schon seit langem christianisiert war. In jedes Dorf wurde einer dieser Prediger entsandt, um das Wort des Herrn zu verkünden. Die Predigten erfolgten auf Pidgin-Englisch, einer Sprache, die man, zusammen mit den einfachsten Grundlagen des Rechnens und Schreibens, auch in der Schule unterrichtete. Diese Initiative wurde von den Baruya und ihren Nachbarstämmen mit Freuden wahrgenommen, und schon bald besuchten über hundert Kinder die Schule. Nach zwei Jahren wurden die besten Schüler an eine Oberschule der Mission in einer Stadt im Landesinneren geschickt. Knaben dieses ersten Kursus sollten später Ingenieur, Mathematikprofessor, Polizist und in einem Fall sogar Pastor werden.

Während der Dauer ihres Aufenthaltes an der Oberschule verboten die Missionare den Schülern, zur Teilnahme an den Initiationen zu ihrem Stamm zurückzukehren. Man erklärte ihnen, ihre Vorfahren hätten Götzen verehrt, und sie selbst und ihre Eltern hätten bis vor kurzem, ohne es zu wissen, in Sünde gelebt. Eine Spaltung unter der Jugend entstand zwischen jenen, die weiterhin „bush-kanaka“ bleiben würden wie ihre Eltern, und der Minderheit der „school-boys“, die begonnen hatten, sich zu „entwickeln“. Einige von diesen erklärten dann, daß man die Sitte der Ahnen aufgeben müsse und daß sie „auf den Lendenschurz der Väter spucken“ würden. Aber fünfzehn Jahre später kamen fast alle von selbst, um an den großen Initiationen teilzunehmen. Wir werden sehen warum. „Kanake“ kommt von „canaque“, einem Wort, mit dem die Franzosen die Stämme Neukaledoniens bezeichnen. Dieser Begriff war von der australischen Verwaltung als Bezeichnung für die kaum befriedeten Stämme des Busches wiederaufgegriffen worden. Die Baruya waren daher „bush-kanaka“ geworden: Primitive, die im Wald lebten.

Nun waren dies aber dieselben „bush-kanaka“, die sich sehr schnell dafür entschieden hatten, einen Teil ihrer Kinder zur Schule zu schicken. Das zeugt von einer Bereitwilligkeit, sich in einen Teil dieser neuen Welt einzuordnen, die ihnen aufgezwungen oder angeboten worden war und von der sie sehr schnell verstanden hatten, daß sie ihr niemals entkommen würden. Die Soldaten, die Prediger, die Träger, Schwarze wie sie selbst und Angehörige unbekannter Stämme, waren dafür der lebendige Beweis. Daher schickten sie ihre Buben zur Schule, ohne sie zu initiieren oder indem sie ihre Initiation auf wenige Stunden und Riten reduzierten, während die Tradition die Separierung eines Knaben von seiner Mutter und der weiblichen Welt ab dem neunten Lebensjahr verlangte. Danach

mußte er bis zum Alter von 20 Jahren, seinem Heiratsalter, im Männerhaus leben.

Dies hinderte den größten Baruya-Schamanen nicht daran, seinen eigenen Sohn zur Schule zu schicken. Zwanzig Jahre später, als dieser selbst Pastor geworden war, kam er zu seinem Stamm zurück und wurde die Hilfskraft eines deutschen Missionars, der zu dieser Zeit die lutheranische Mission leitete. Damals hatten sich gerade zwei Baruya-Klans mit Unterstützung der Regierung entschieden, eine Art von Verkaufskooperative zu gründen, und sie vertrauten ihm deren Führung an. Er wurde jedoch aus der Mission verjagt unter dem Vorwurf, die Mutter seiner Frau geschwängert zu haben; noch etwas später wurde er angeklagt, aus der Kasse des Ladens unterschlagen zu haben. Daraufhin gab er seine andere Funktion auf. Heute lebt er in seinem Dorf, hat eine zweite Frau genommen und übt noch immer eine gewisse Autorität aus.

1965 hatte die Administration begonnen, bis zu 30% der Männer in verschiedenen Dörfern zu rekrutieren, um sie in die Plantagen der Küstenregion zur Arbeit zu schicken. Viele der Baruya meldeten sich freiwillig. Sie wollten ferne Gegenden sehen. Normalerweise gingen sie für zwei Jahre weg. Zu dieser Zeit erlaubte die Administration den Eingeborenen nicht, ihren Vertrag zu erneuern, weil sie fürchtete, daß sie beginnen würden sich zu organisieren, sobald sie länger auf derselben Plantage blieben. Die Männer waren in Baracken untergebracht, wurden verköstigt und bekamen einige Dollar pro Woche. Mit ihrem Arbeitsvertrag händigte man ihnen eine Summe von ungefähr 200 australischen Dollar aus, die sie nach ihrem Belieben ausgeben konnten. Die meisten gaben einen Teil dieser Summe aus, um Geräte, Decken und Regenschirme zu kaufen, die sie bei ihrer Rückkehr umverteilten. Die Baruya waren also Lohnarbeiter geworden, die freiwillig ihre Arbeitskraft verkauft hatten.

Tatsächlich entsprach das Geld, das sie erhielten, oder die Lebensmittelrationen, die man an sie verteilte, nicht einem realen Lohn. Sie hatten die Disziplin der Akkordarbeit kennengelernt, angetrieben und überwacht von Vorarbeitern, ein Umstand, der ihren traditionellen Arbeitsformen vollkommen fremd war. Sie hatten das Meer entdeckt, von dessen Existenz sie bisher nicht gewußt hatten, die Boote, das Flugzeug. Aber viele von ihnen erklärten bei ihrer Rückkehr 1967, daß sie nicht wieder weggehen würden, selbst wenn man es ihnen vorschläge.

1967 traf nach den Soldaten, den Missionaren und den Bürokraten ein Hochschullehrer ein, ein Anthropologe. Das war ich. Mit meiner Ankunft war der Westen komplett. Nach den Formen der Macht war es nun eine Form westlichen Wissens, die ankam. Mehrere Monate hindurch wurde ich vom Offizier des Polizeipostens immer wieder darauf angesprochen, ich möchte ihm sagen, wer die wahren „fight-leaders“ waren,

denn es war offenkundig, daß ihm die Baruya unwichtige Männer als Dorfhäuptlinge angegeben hatten. Die Missionare ihrerseits hätten gerne gewußt, was sich während der schamanistischen Zeremonien eigentlich abspielte und wer die „Zauberer“ waren. Um mein Schweigen zu rechtfertigen, hielt ich ihnen, wie ein Arzt, mein Berufsgeheimnis entgegen.

1968 organisierte die Administration, die sich mit Entwicklungsplänen beschäftigte, große Kampagnen, um die Stämme anzuhalten, Kaffee zu pflanzen, und sie ließ Tausende von Kaffeesezlingen gratis verteilen. Agraringenieure kamen, um zu erklären, welche Erde und welche Sonnenbestrahlung für diese Kulturen günstig sei. Der Kaffee erzielte zu dieser Zeit einen guten Preis, weil Brasilien eine schwere Produktionskrise durchlief, wovon die Baruya allerdings nicht die geringste Idee hatten. Als Salzerzeuger kannten sie zwar das Prinzip, für den Austausch und den Verkauf zu produzieren. Während ihr Salz ihnen aber gleichzeitig Ware und Geld gewesen war, produzierten sie mit dem Kaffee von nun an eine Ware, die sie selbst nicht konsumierten und die ihnen Geld einbrachte, das von anderen erzeugt und kontrolliert wurde.

Die Baruya begannen mit der Vorstellung Kaffee anzupflanzen, sie könnten sich dadurch Geld beschaffen, ohne ihre Täler zu verlassen und ohne sich der Disziplin auf den Plantagen unterwerfen zu müssen. Aber sehr bald stellte sich ein Problem: Einige *lineages* („Patrilinien“) hatten gute Böden, andere wieder nicht. Zu Beginn war die alte Regel der Reziprozität durch Heirat zwischen verbündeten *lineages* wirksam, und die reichen *lineages* mit den guten Böden boten ihren Schwägern an, Kaffee bei ihnen anzupflanzen. Aber eine Kaffeestaude lebt ungefähr 20 Jahre. Jemandem zu erlauben, auf seinem Boden Kaffee anzupflanzen, das ist etwas ganz anderes, als ihm etwa zu erlauben, Süßkartoffeln oder Hülsenfrüchte anzubauen, die innerhalb einer Saison geerntet werden. Eine wirtschaftliche Differenzierung begann sich daher zwischen den *lineages* und ebenso zwischen den Individuen durchzusetzen, die innerhalb der Subsistenzwirtschaft nicht existiert hatte, die aber bereits auf den Salzfeldern bestand. Kurzum, die Baruya begannen „makim bisnis“, also Geschäfte der Art zu machen, wie sie von der Verwaltung benutzt und in jenen Regionen, die schon seit langem kolonisiert waren, üblich waren. Aber „makim bisnis“ bedeutete zu diesem Zeitpunkt, daß man den Weiben verkaufte. Es hieß jedoch noch nicht, etwas an seinen Bruder, an seinen Stammesgenossen, an einen anderen Baruya zu verkaufen.

Diese Grenze wurde an dem Tag überschritten, an dem sich die Stammesmitglieder entschlossen, das Fleisch eines Schweines zu verkaufen, das sie getötet hatten. Das Schwein war bei den Baruya schon immer ein Objekt von Geschenk und Gegengeschenk zwischen Verwandten, zwi-

schen Verbündeten, zwischen Initiierten usw. gewesen. Schweinefleisch zu verkaufen bedeutete aber, ein Geschenkobjekt in eine Ware zu verwandeln, und dies wiederum hieß, die Vorstellung zu akzeptieren, daß jeder, der über Geld verfügte, als Käufer auftreten konnte, selbst wenn er nicht die geringste persönliche Beziehung zum Eigentümer des Schweines hatte. So tauchten in einer Gesellschaft, deren Funktionieren bislang auf persönlichen Beziehungen beruht hatte, der unpersönliche Warenverkehr und der abstrakte *homo oeconomicus* auf.

Gegen Ende des Jahres 1968 beschloß Australien, Wahlen für das ganze Land abzuhalten, um eine Delegiertenversammlung der verschiedenen Regionen einzurichten — ein erster Schritt zu einer parlamentarischen Demokratie, die nach der Unabhängigkeit das koloniale Verwaltungsregime ersetzen sollte. Im Land existierten bereits Parteien, von denen die PANGU Party die Unabhängigkeit verlangte, und deren Sekretär, Michael Somaré, ein Sepik-Mann, Premierminister der ersten Regierung des unabhängigen Neuguinea werden sollte. Aber 1968 hatten die Baruya allesamt keine Ahnung von der Existenz dieser Parteien und von der Bedeutung von Wahlen. Zufällig war ich anwesend, als diese stattfanden.

Man rief die verschiedenen Stämme der Region in leicht zugänglichen Orten dieses **Berggebietes** zusammen. Ein europäischer Offizier kam mit seinen Dolmetschern an und richtete in einem Zelt ein Wahlbüro ein. Er erklärte, daß alle registrierten Erwachsenen wählen mußten und daß sie durch diese Wahl Menschen in die Hauptstadt schickten, die ihre Interessen vor der Regierung vertreten und verteidigen würden. Da niemand oder fast niemand lesen und somit zwischen den verschiedenen Stimmentzetteln wählen konnte, bot man der Menge Plakate an, auf denen man neun Portraits von Kandidaten, Schwarzen und Weißen, sah, die diesen Stämmen unbekannt waren. Der Offizier lieferte einige Informationen über die Kandidaten und ihre Programme. Dann rief man jede Frau und jeden Mann beim Namen und forderte sie auf, mit dem Finger auf eines der Photos zu zeigen. Die Männer waren schüchtern, die Frauen verschreckt. Zum Beispiel zeigte eine der Frauen mit dem Finger zwischen zwei Photos. Man schrie sie an, und daraufhin zeigte sie aufs Geratewohl auf ein Photo. Sie hatte „gewählt“. Dies waren die ersten Schritte im Erlernen des Parlamentarismus. Seither haben die Baruya sehr wohl verstanden, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, einen Vertreter in der Nationalversammlung zu haben. Aber sie stoßen sich an zwei Problemen, die sie noch nicht gelöst haben: Es ist notwendig, daß sich ihre *lineages* untereinander auf einen einzigen Kandidaten verständigen, und es müssen Stimmen von anderen Stämmen zu ihren eigenen hinzukommen, damit dieser Kandidat dann auch gewählt werden kann. Allerdings will

jeder Stamm einen seiner eigenen Leute als Deputierten, und jede *lineage* möchte, daß einer aus ihrer Reihe gewählt wird.

1975 fanden sich die Baruya, ohne es gefordert oder gewünscht zu haben, als Bürger einer unabhängigen Nation wieder, die sofort zu einem UNO-Mitglied wurde. Dies war die Epoche der Dekolonisation, und die Unabhängigkeit war ihnen von Australien, das bereits von der Labour Party regiert wurde, aufgezwungen worden. Für die Baruya war die Zeit des Kolonialismus sehr kurz, nämlich fünfzehn Jahre. Heute sind wiederum fünfzehn Jahre seit der Unabhängigkeitserklärung vergangen. Was geschah seither?

Wenige Monate vor der Proklamation der Unabhängigkeit kam Dick Lloyd, ein Missionar des *Summer Institute Of Linguistics*, der als erster Europäer seit dem Ende des Jahres 1951 ständig bei den Baruya gelebt und ihre Sprache erlernt hatte. Lloyd brachte das erste in ihrer Sprache gedruckte Buch mit: Es war eine bemerkenswerte Übersetzung des biblischen Buches Genesis. Zu jener Zeit waren von den wenigen Baruya, die schreiben und lesen konnten, nur zwei Christen geworden. Nun war es so, daß man, um getauft zu werden, alle seine Frauen außer einer einzigen verstoßen mußte, falls man polygam war. Eine Frau verstoßen bedeutet aber auch die Allianz zerreißen, die mit jenen geschlossen worden ist, denen man seine eigene Schwester im Tausch gegeben hat; dies hat ferner zur Folge, den Status der Kinder, die von dieser Frau geboren worden sind, auf den Kopf zu stellen. Die Baruya fanden dies zu schwierig. Ebenso wenig verstanden sie den Krieg, den die weißen Missionare der verschiedenen protestantischen Sekten — *Seven Day Adventists*, Lutheraner, *New Tribes Missions* — untereinander um Anhänger führten.

Damals wurde die lutherische Mission von einem Deutschen geleitet, der als DDR-Flüchtling eine Handelsstation bei der Mission eröffnet hatte. 200 Dollar wurden investiert, um die üblichen Waren zu kaufen: Messer, Reis, Regenschirme usf. War einmal dieses erste Lager verkauft, wurde das Geld investiert, um ein zweites anzukaufen. Am Ende des Jahres verfügte der Missionar, sei es in Waren oder Geld, über das Äquivalent von 14000 Dollar. Es handelte sich also um ein florierendes Geschäft, wodurch er sich vom amerikanischen Missionar der *New Tribes Mission*, der von sich behauptete, in Armut zu leben, Vorwürfe einhandelte. Freilich erzielte er beträchtliche Profitraten, die aber im Vergleich zu jenen der großen australischen Handelsgesellschaften, die in den Dörfern etabliert waren (Burns Philips und Steamship), ein Nichts darstellten.

Um die neue Nationalversammlung des unabhängigen Neuguinea zu wählen, sollten neue Wahlen stattfinden. Die Baruya votierten für einen jungen brillanten Mann namens Peter, einen medizinischen Assistenten

und Angehörigen eines traditionellen Feindesstammes, den Andjé. Peter wurde als Delegierter gewählt. Zur selben Zeit gaben sie ihm eine Frau. Unglücklicherweise starb er drei Jahre später bei einem Flugzeugabsturz, und sein Nachfolger kam von einem Stamm, mit dem die Baruya kaum Beziehungen hatten.

Nach der Unabhängigkeit wurden mehr und mehr Kinder in die Schule geschickt, darunter auch Mädchen, die sich zum ersten Mal in der Geschichte der Baruya direkt mit den Knaben messen konnten, und zwar im Erlernen des Schreibens, des Lesens, des Rechnens und sogar im Laufen. Viele junge Männer gingen weg, um in den Plantagen zu arbeiten oder um Beschäftigung in den Städten zu suchen. Die älteren Männer blieben im Dorf und pflanzten weiterhin Kaffee. Aber viele Dinge in diesem Land waren in Veränderung begriffen. Ein großer Teil der Plantagen an der Küste war von den Europäern verkauft worden, die durch die Unabhängigkeit beunruhigt waren und in großen Massen das Land verließen. Auf diese Weise waren die Ländereien von den *big men* der lokalen Stämme zusammengerafft worden. Die direkte Präsenz der Europäer war damit verschwunden. In den Städten nahmen Unsicherheit und Kriminalität zu. Der Alkohol, der früher ausschließlich von Weißen oder einigen wenigen Eingeborenen, die in deren Pubs zugelassen waren, konsumiert worden war, wurde nun frei verkauft.

Während der Kolonialperiode hatten die Baruya niemals mit ihren Initiationszeremonien aufgehört, doch hielten sie sie weit entfernt von den Augen der Soldaten und Missionare ab. Nun, nach der Unabhängigkeit, setzte man sie mit größerem Aufwand wieder fort, aber noch immer blieben solche Rituale ausgespart, die in Verbindung standen entweder mit Krieg oder mit Homosexualität unter den Initiierten, welche immer weniger praktiziert wurde. Zu dieser Zeit kehrten einige der Baruya, die zur Schule gegangen und Polizist, Krankenpfleger oder Verwaltungsbeamter geworden waren, zurück, um an den Initiationen teilzunehmen. Es waren dieselben, welche zwanzig Jahre zuvor auf die Sitten der Ahnen gespuckt hatten. Einer von ihnen erklärte den jungen Initiierten 1978 vor allen Männern des Stammes, es sei notwendig, mit den Initiationen fortzufahren, weil man eine Kraft benötige, um dem Leben der Städte, der Arbeitslosigkeit und dem Geldmangel widerstehen zu können; es sei notwendig, sich auf sich selbst zu verlassen. In meiner Gegenwart rief dieser Mann sodann aus: „Wir müssen unsere Kraft aus unseren Sitten nehmen, wir müssen uns auf das stützen, was die Weißen ‚culture‘ [auf englisch] nennen!“

In solcher Widersprüchlichkeit mußten sich die Dinge weiterentwickeln, indem sich die Baruya auf einige Aspekte ihrer Kultur stützten, während sie andere gänzlich aufgaben. Was sie bewahrten, kombinierten

sie allmählich mit Ideen und Praktiken aus dem Westen. In diesem Sinn entschlossen sich die Baruya bereits 1980, neue Schamanen zu initiieren und große Zeremonien vorzubereiten, die normalerweise nur alle acht bis zehn Jahre stattfinden. Es gab nur wenige Freiwillige, denn wenn man bei den Baruya Schamane wird, so muß man beim Stamm bleiben, um ihn gegen die Angriffe der bösen Geister zu schützen und um jede Nacht den Kampf gegen die Zauberer der Nachbarstämme zu führen, die danach trachten, den Geist der Baruya zu verwirren oder ihre Leber aufzufressen. Die jungen Leute aber zogen es entweder vor zu reisen, oder sie vertrauten weniger als ihre älteren Stammesgenossen auf die Kraft ihrer Schamanen. Diese gestanden im übrigen ein, daß ihre Kräfte seit der Ankunft der Weißen nicht mehr dieselben waren. Gleichwohl hatte sich ein Kompromiß mit der europäischen Medizin eingespield: Man ging zur medizinischen Station, um sich Brüche, Verletzungen und Infektionen behandeln zu lassen, den Schamanen hingegen konsultierte man bei inneren Schmerzen, Zeichen von einer Vergiftung durch Zauberei.

So waren die Verhältnisse, als 1986 mit Gewalt ein altes Problem aufbrach, das in der kolonialen Periode ungelöst geblieben war. Es handelte sich um jene Grundstücke, die am Ufer eines Flusses lagen und für den Kaffeeanbau besonders geeignet waren. Die Yuwarrouatché, Nachbarn und Feinde der Baruya, die zur Zeit der Ankunft Jim Sinclairs gerade einen Krieg um diese Böden verloren hatten, wollten sie mit Waffengewalt zurückerobern, sobald sie feststellten, daß der neue Staat nicht die Macht des Kolonialstaates hatte. Von neuem begann der Krieg.

Die Feinde steckten das Dorf der Baruya in Flammen, das am nächsten an ihrer Grenze gelegen war, und sie durchbohrten einen Baruya-Krieger mit Pfeilen, während sie ihm sagten, er solle in das Land seiner Ahnen gehen, die ihnen einst diese Böden geraubt hätten. Alle Schulen wurden geschlossen, die Dörfer übersiedelten wieder auf die Berggipfel und wurden mit unüberwindbaren Palisaden umgeben. Nun waren das Spital und die Flugpiste für die Baruya unerreichbar, denn sie lagen zu nahe bei den Feinden, die diesen Raum ständig belagert hielten. Kein einziges Flugzeug war bereit, den Kaffee der Baruya zu transportieren. Die Straße, welche die Kolonialverwaltung einst von den Baruya und ihren Nachbarn hatte bauen lassen, wurde von den letzteren unterbrochen, die Brücken wurden zerstört, und die Straße wurde nach der ersten Regenzeit unbenutzbar. Eine Art von Involution fand somit statt, welche bis ins Jahr 1988 anhielt.

Von den Baruya wurden in den verschiedenen Kämpfen sechs oder sieben Stammesgenossen getötet und von den Feinden vier, darunter ihr großer *fight-leader*. Aber das war nicht mehr derselbe Krieg wie einst. Man tötete keine Frauen und Kinder mehr, denn normalerweise zog dies

die Intervention der Polizei nach sich. Tatsächlich kam sie zweimal mit dem Hubschrauber, um die sogenannten „Rädelsführer“ zu verhaften; aber jedesmal waren die Dörfer dann leer, und die Polizei begnügte sich damit, einige Häuser niederzubrennen.

Endlich konnte 1988, ohne daß ein wirklicher Friedensvertrag abgeschlossen worden wäre, ein langer Waffenstillstand erzielt werden. Die Landepiste war wieder zugänglich, aber die Baruya hatten die Lektion dieses Krieges gelernt. Schon 1987 begannen sie damit, ihre eigene Landepiste nahe denjenigen ihrer Dörfer zu bauen, die am weitesten von den Feinden entfernt waren und auf einer hochgelegenen Terrasse in den Bergen lagen. 1990 war die Piste in Betrieb. Kurzum, das Leben hat wieder begonnen, und die Veränderungsprozesse, die für einen Moment durch den Krieg aufgehalten worden waren, haben mit neuer Intensität eingesetzt. Einige davon möchte ich anführen.

Die Baruya pflanzen mehr und mehr Kaffee an. Das ist Männerarbeit. Aber der Großteil der darauffolgenden Arbeitsgänge, das Ernten, Trocknen und Schälen der Kaffeebohnen, wird von den Frauen und den kleinen Mädchen durchgeführt. Allerdings machen sich auch einige Männer daran, für die Kaffeeerzeugung und Gelderwerb eine Art von Leidenschaft geworden ist. Mehrere haben bereits Summen im Wert von 500 bis 1000 Dollar zur Seite gelegt. Sie haben es gelernt, zum günstigen Zeitpunkt zu verkaufen, und über Kofferradio verfolgen sie die Kaffeepreise in Goroka, einer Stadt, die eine halbe Flugstunde entfernt liegt. Mit dem verdienten Geld haben sie aber bis heute fast nichts angefangen. Um Diebstähle zu vermeiden, hat ihnen die Administration geraten, die Beträge auf Sparbücher zu legen, die sie verteilt. Auf diese Weise wird das Geld in die Stadt transferiert.

Die Baruya tun sich zu mehreren zusammen und eröffnen kleine Läden, in denen sie Alltagsprodukte wie Reis, Seife, Petroleum oder Streichhölzer, die mit dem Flugzeug der Missionsstation eingeflogen werden, teuer verkaufen. Aber diese Geschäfte enden oft im Bankrott, denn die Geschäftsführer bedienen sich darin, ohne zu bezahlen, als handelte es sich um Geschenke. Außerdem schlachten die Baruya auch immer mehr Schweine, um das Fleisch zu verkaufen, und der Stückpreis ist stark angestiegen. Es ist zur Regel geworden, so viel Geld wie möglich zu machen, „makim bisnis“. Auch die Frauen sind in die Warenwirtschaft eingetreten. Fast jeden Tag lassen sich etwa hundert nahe der medizinischen Station nieder, stellen einige Kilo Süßkartoffeln und Bananen vor sich auf, warten auf Kunden und erzählen einander die neuesten Geschichten. Um die Mittagszeit kehren sie in ihre jeweiligen Dörfer zurück, meist ohne etwas verkauft zu haben. Sie verzehren dann selbst, was sie eigentlich verkaufen wollten und was übrigens gar nicht für den Ver-



kauf erzeugt worden war. In seiner wirtschaftlichen Bedeutung ist der Warenaustausch folglich marginal, aber in sozialer und psychologischer Hinsicht manifestiert er eine Bereitschaft, die westliche Welt zu imitieren, ja sich in sie zu integrieren, wenn auch auf einer eher symbolischen als realen Ebene.

Es ist genau diese Integrationsbereitschaft, die mir ein neues Phänomen zu erklären scheint, das von größerer Bedeutung ist. Man wird sich daran erinnern, daß es 1975 bloß zwei getaufte Baruya gegeben hatte. 1988 aber, als keine europäischen Missionare mehr in dieser Region weilten, baute man in fast jedem Dorf ein „Haus Lotu“, Kirchen aus Holz und Stroh. Sonntags versammeln sich dort viele junge Leute und auch eine gewisse Anzahl von alten Frauen. Einer, der lesen kann, trägt die Bibel auf pidgin vor, und man singt auf pidgin oder Baruya, um Gott zu ehren, der das Leben und das Licht gebracht hat, und um ihn zu bitten, die Sünden seiner Geschöpfe zu vergeben. 1988 hat man mir lange Namenslisten von Baruya gezeigt, die sich taufen lassen wollten. Der größte Teil von ihnen beabsichtigte, in die lutherische Kirche einzutreten, aber einige wollten auch einer amerikanischen Sekte — *The Church of Christ—angehören*, die neu im Land aufgetreten war. Da ich auf den Kandidatenlisten viele Namen von verheirateten und polygamen Männern sah, äußerte ich mich sehr erstaunt, aber man antwortete mir, daß man in Zukunft polygam *und* getauft sein könne. Ich glaube nicht, daß dies wahr ist, aber die Baruya selbst glauben es, was ihre Bekehrung zum Christentum leichter zu machen scheint. Doch warum das wachsende Verlangen, getauft zu werden? Ich weiß es nicht genau. Die Baruya scheinen den Begriff der Sünde nicht zu verstehen. Ihre neuen christlichen Gefühle hindern sie nicht daran, es gutzuheißen, wenn man Feinde tötet, deren Dorf niederbrennt oder ihre Schweine stiehlt. Ich selbst sehe darin einen weiteren Aspekt ihres Bedürfnisses, sich in der westlichen Welt zu integrieren, in der Welt ihrer Zeit. Vielleicht ist es signifikant, daß die Baruya, wenn sie zum Gebet gehen, sich europäisch kleiden und die Frauen ihre Brüste mit einer Bluse verhüllen. Die zukünftigen Täuflinge denken schon über den christlichen Vornamen nach, den sie erhalten sollen: Johannes, Samuel, Maria...

Was sich bei den Baruya am meisten verändert hat, sind die Beziehungen zwischen Männern und Frauen und zwischen den Generationen. Die Knaben, die im Dorf bleiben, werden immer noch initiiert und leben dann im Männerhaus, das sie nur verlassen sollten, um in den Wald zu gehen, wobei jeder Kontakt mit Frauen zu vermeiden ist. Trotzdem sieht man sie heute das Dorf durchqueren und mit den Mädchen sprechen. Und die Mädchen eines Dorfes haben sogar — eine keineswegs banale Tatsache! — eine Basketballmannschaft gegründet wie die Burschen und trainieren auf

demselben Platz, der am Rande des Dorfes liegt. Scherze und Blicke werden dort frei ausgetauscht, was fünf Jahre zuvor unmöglich gewesen wäre.

Hier also sind die Baruya angelangt, vierzig Jahre nachdem ein Weißer an der Spitze einer Kolonne von Soldaten und Trägern am Gipfel eines ihrer Berge erschienen ist und eine Fahne in der Mitte ihres Tales aufgepflanzt hat. Ihre Gesellschaft ist nicht zusammengebrochen. Sie ist noch immer da, und die Baruya sind heute sogar zahlreicher als zuvor. Aber ihre Lebensweise und ihre Denkformen sind transformiert und erschüttert worden, und das ist irreversibel. Diese Veränderungen haben die Baruya nicht passiv über sich ergehen lassen. Sie haben sie „ausgelebt“, sie sind teilweise deren Urheber, sei es nun der große Schamane, der seinen Sohn zur Schule schickte, oder sei es das Waisenkind, das Mathematikprofessor an der Universität von Port Moresby geworden ist, nachdem es von den Australiern zum Studium nach Sidney, Melbourne und Auckland geschickt worden war. Aber obwohl sie sich anpassen und daher auch eine Gesellschaftsform „herstellen“ können, sind die Baruya nicht mehr Herr der Entwicklung ihrer eigenen Gesellschaft. Diese ist vielmehr enormen äußeren Kräften unterworfen, die in sie eingedrungen sind und sie bereits lenken. Die Kräfte gingen alle vom Westen aus und haben die kleine Gesellschaft bereits in die vom Westen unermüdlich vorangetriebene Wachstumslogik integriert. Im pazifischen Raum ist dieser „Westen“ nicht identisch mit Europa, denn die Hälfte der Waren, die in Neuguinea verkauft werden, kommt aus Japan.

Rekapitulieren wir in aller Kürze die Aspekte dieser Prozesse der Unterwerfung und der Integration in den Westen, die nunmehr unumkehrbar sind. Die Baruya produzieren nicht mehr ihre eigenen Geräte, und sie werden auch nicht mehr in der Lage sein, ihre alten Steinwerkzeuge herzustellen und sich ihrer zu bedienen. Sie benötigen Geld, das nicht das ihre ist. Um dieses Geld zu verdienen, müssen sie sich in unqualifizierte und schlecht bezahlte Lohnarbeiter verwandeln oder in Kleinproduzenten von Kaffee, den sie nicht selbst konsumieren und den andere auf den Weltmarkt exportieren.

Die Baruya sind Bürger eines Staates geworden, dessen Prinzipien und Modelle aus dem Westen stammen. Der Westen hat sie ihnen eingepflanzt, bevor er der künstlich geformten Nation die Unabhängigkeit oktroyierte. Seit der Unabhängigkeit sorgt Australien weiterhin für ein Drittel des Budgets des neuen Staates, was freilich nicht heißt, daß dieser den Anordnungen der alten Kolonialherren zu folgen hat. Aber dies geht bereits weit über die Baruya hinaus. Halten wir nur am Rande fest, daß es sich möglicherweise um die Existenz von mehr als 750 Stämmen verschiedener Größe und unterschiedlicher Sprache handelt, in einem Land mit Bergen und Dschungel, in dem die Verkehrslage noch immer sehr schwie-

rig ist. Von diesen Stämmen war noch nie einer in der Lage, über andere Stämme seine Hegemonie zu etablieren. Gerade das hat die Errichtung und Aufrechterhaltung einer parlamentarischen Demokratie möglich gemacht. In Afrika oder Asien hingegen, wo eine Ethnie vor oder nach der europäischen Kolonialisierung Macht über eine andere ausübte, hat man gesehen, daß sich nach der Unabhängigkeit immer wieder Einparteien-Regierungen und Marionetten-Parlamente etabliert haben.

In Neuguinea haben dieselben Faktoren, die die Einpflanzung einer parlamentarischen Demokratie favorisiert haben, aber auch gleichzeitig ihre Effizienz begrenzt. Der postkoloniale Staat hat nicht die finanziellen und menschlichen Mittel, um überall präsent zu sein und die Anwendung seiner Gesetze zu gewährleisten. Die Stämme haben dies sehr rasch verstanden, und sie haben, wie in den guten alten Zeiten, wieder begonnen, die Probleme mit ihren Nachbarn mit Gewalt anzugehen. Der Krieg zwischen den Baruya und den Yuwarrounatché ist ein Beispiel dieser allgemeinen Tendenz. Der Staat wird wahrgenommen einerseits wie eine ferne, abstrakte Macht, die man eher meiden muß, andererseits wie eine mysteriöse Quelle, die gleichsam über unerschöpfliche Mengen an Geld und Unterstützungsleistungen verfügt, die man so intensiv wie möglich ausnutzen muß. Jeder Stamm beruft sich auf sein Recht, ebensoviel wie die anderen zu erhalten, und jeder von ihnen trachtet danach, mehr als die anderen zu bekommen. Auch die Baruya haben diese Spielregeln gelernt.

Die Baruya sind nicht nur ökonomisch und politisch dem Westen unterworfen, sondern auch kulturell. Sie lernen in Pidgin zu lesen und zu schreiben, in einer Kolonialsprache, die aus dem „broken English“ entstanden ist, ähnlich wie etwa in den Antillen von den Schwarzen französisches oder englisches Kreole gesprochen wird. Wenn sie an den Ober- oder Hochschulen studieren, müssen sie Englisch lernen, die einzige Sprache, welche ihnen — wie uns — die Möglichkeit bietet, mit dem Rest der Welt zu kommunizieren. Aber das ist nicht das Wichtigste. Dies liegt vielmehr im allgemeinen Auswaschen und Abschleifen der innersten Kultur der Baruya und in der nunmehr unwiederbringlichen Zerstörung von einigen ihrer Elemente. Diese Entwicklung läßt sich auch nicht aufhalten durch die Tatsache, daß viele Baruya auf ihre Sitten stolz sind und vor ihrem Verschwinden nicht passiv oder gleichgültig bleiben. Aber unter sämtlichen Kräften, die heute auf ihre Gesellschaft einwirken, greifen zwei *direkt* ihre Kultur an: der Staat, der den Krieg verbietet und sich das Recht herausnimmt, selbst Gesetze zu erlassen, und das Christentum, welches bestätigt, daß Sonne und Mond falsche Götter sind, daß die wahre Religion jene von Christus ist und daß die Menschen in der Sünde leben, insbesondere wenn sie leugnen, daß Christus am Kreuz gestorben ist, um die Sünden der Menschen aller Rassen und Hautfarben auf sich zu

nehmen. Das Christentum ist, ebenso wie der Islam oder der Buddhismus, eine Religion mit Bekehrungsauftrag, und die Baruya werden in einigen Generationen möglicherweise alle Christen sein. Das Christentum der Dritten Welt wird möglicherweise stark vom europäischen Christentum abweichen, sich aber dennoch von seinen großen Visionen und Symbolen inspirieren lassen.

Unter all diesen Transformationen gibt es einige, die von den Baruya selbst positiv bewertet werden. Sie wollen nicht mehr, daß der permanente Kriegszustand, wie er zwischen ihnen und ihren Nachbarn üblich war, von neuem beginnt. Wenn der Krieg nicht mehr als selbstverständliche Notwendigkeit angesehen wird, auf den man sich schon in jungen Jahren vorbereiten muß und der die Hoffnung eröffnet, ein *big man* zu werden, dann ist ein Teil der Werte und der traditionellen sozialen Hierarchie bereits verschwunden.

Im übrigen wollen die Baruya nicht mehr ihr Leben lang auf die beiden Täler beschränkt sein, wo ihre Ahnen lebten, und auf die vier oder fünf weiteren Täler, welche sie unter Lebensgefahr besuchen konnten. Es gefällt ihnen, mit dem Flugzeug zu reisen, mehrere Jahre in anderen Gegenden zu bleiben, Karten zu spielen und einen Lastwagen zu fahren. Ein Stammesmitglied hat sich sogar auf einem japanischen Fischverarbeitungsschiff anheuern lassen. Zwei oder drei haben Frauen von der Küste geheiratet und ausrichten lassen, daß sie nie wieder in ihr Dorf zurückkehren würden und daß andere die Mädchen heiraten sollten, die man ursprünglich ihnen versprochen hatte.

Insbesondere aber hat sich die grundlegendste Struktur der Baruya-Gesellschaft, die Beziehung zwischen Männern und Frauen, geändert, und zwar gegenläufig zu den traditionellen Praktiken der Verneinung der Frauen und der Bestärkung der männlichen Vorherrschaft. Nicht daß diese Veränderungen ohne Gewalt akzeptiert worden wären: Sieben oder acht Frauen wurden zu Tode geprügelt oder hingerichtet von Ehemännern, die es nicht ertragen konnten, daß man es ihnen gegenüber an Gehorsam und Unterwürfigkeit mangeln ließ, auf die sie doch traditionsgemäß Anspruch hatten. Aber heute haben die Männer weniger Angst vor weiblicher Verunreinigung und die Frauen vor den Symbolen männlicher Überlegenheit. Man sieht neuerdings junge Väter, die mit ihren Kleinkindern spielen, selbst wenn es ein kleines Mädchen ist — früher hätte sie der bloße Gedanke daran vor Abscheu und Verachtung auf den Boden spucken lassen. In einem Punkt allerdings hat sich überhaupt nichts geändert: Die Heirat beruht immer noch auf dem direkten Tausch von zwei Schwestern zwischen zwei Männern und zwei *lineages*. Aber die jungen Mädchen haben mehr und mehr dabei mitzureden, und man vermeidet es, sie zu einer Ehe zu zwingen.

Das ist also die Art, wie ich die Formen und Mechanismen des Prozesses der Verwestlichung einer Stammesgesellschaft verstanden habe. Für die Baruya ist der Weiße kein übernatürliches Wesen mehr, aber er bleibt ein überlegenes Wesen. Seit der Dekolonialisierung akzeptieren sie allerdings nicht mehr, von diesem überlegenen Wesen Befehle oder Fußtritte zu erhalten. Aber haben sich nicht in einem gewissen Sinn die Weißen selbst all dies verboten, indem sie sie in die Unabhängigkeit entließen? Und ist es nicht auf einer noch abstrakteren Ebene die Religion der Weißen, die unterstreicht, daß alle Menschen vor Gott gleich sind?

Werden sich diese Prozesse fortsetzen? Ja. Sind sie unumkehrbar? Ja. Werden sie schließlich die gesamte Welt umfassen? Dies ist wahrscheinlich; doch müssen wir an dieser Stelle auf den Gedanken zurückkommen, daß die Verwestlichung sich ausbreiten wird, ohne daß die drei Elemente, aus denen sie sich heute zusammensetzt, sich notwendigerweise jeweils mit demselben Erfolg mitausbreiten. Japan ist heute das dynamischste kapitalistische Land, aber dies ist es geworden, ohne seine politische Souveränität und ebensowenig die Grundlagen seiner kulturellen Identität zu verlieren. Tatsächlich war Japan selbst niemals Kolonie, und das Christentum hatte dort lange Zeit hindurch niemals die Möglichkeit, mit dem Buddhismus zu rivalisieren. Allerdings ist die kleine Gesellschaft der Baruya ein Nichts verglichen mit Japan, und es gibt Hunderte von Gesellschaften wie jene der Baruya.

Der Westen wird zunächst in Europa triumphieren, wo er schließlich auch Osteuropa erobern wird, ein Ziel, das er bereits im 16. Jahrhundert verfolgte, also lange vor dem kommunistischen Regime. Er wird sich auch in den Osten ausdehnen, selbst wenn der Westen nicht identisch ist mit Europa. Sind wir also dazu verurteilt, uns entweder dem Applaus anzuschließen oder die ganze Szenerie stumm und auf Zehenspitzen zu verlassen? Auch wenn man nicht von den Menschen der Dritten Welt spricht — warum müssen diejenigen im Westen schweigen, die noch immer denken, daß das Christentum nicht die einzige wahre Religion ist und daß es keine „wahre“ Religion gibt? Warum müssen diejenigen schweigen, die zwar feststellen, daß die politische Demokratie glücklicherweise existiert, die aber auch wissen, daß es noch viel zu tun gibt, um die soziale Demokratie auszubauen, und daß noch fast alles zu tun bleibt, um die Ersparnisse und die Reichtümer, die der Kapitalismus produziert oder sich aneignet, demokratischer und gerechter im Westen als auch außerhalb des Westens zu verteilen. Warum soll man sich weigern, auch das Negative zu sehen? Es existiert, und es wirkt auf unsere Existenzen ein. Sollten wir uns etwa damit abfinden, weil das Ende der Geschichte gekommen ist und wir nun in der besten aller Welten leben?